

Siehst du den Mond dort stehen?

Eine „Mondpredigt“ zum besonderen Trost für Menschen, die mitunter in den Mond gucken müssen

In dem 9. Theatergottesdienst in der KAUFMANSKIRCHE AM ANGER zu dem kleinen Welttheater, Carl Orff's Oper „Der Mond“, der 13. Erfurter Domstufen-Festspiele am Sonntag, dem 20. August 2006 um 11.15 Uhr predigte Pfarrer i.R. Boris Michael Gruhl (Dresden). Gruhl, geboren 1947, bis 2005 Referent für kulturelle Bildung der Evangelischen Jugend in Sachsen, ist jetzt als freier Autor, Redakteur, Rezensent und Herausgeber tätig.

Ein kleines Welttheater. Der Ort ist Märchenland. Die Zeit ist Märchenzeit. Das Märchen vom Mond aus den Sammlungen der Gebrüder Grimm stand Pate. Ein kleines Welttheater in der Tradition des großen Welttheaters, der Mysterienspiele des Mittelalters, der Prozessionen Spaniens, Siziliens des Tags oder zur Nachtzeit, in den Kirchen entstanden, aus den Kirchen verbannt und wiederum von den Kirchen zu nutze gemacht. Das große Spiel vom Leben und Sterben und Auferstehen. Vom Licht, von der Finsternis und wiederum vom Licht. Vom Chaos, von der Ordnung, deren Zerstörung und wiederum – jetzt immer stärker als Vision und auch im Konjunktiv – von der Erneuerung und ewig eingesetzter Ordnung, mit Tag und Nacht und Nacht und Tag und Brot, und Wein, Musik und Tanz für alle, und großem Licht bei Tage und kleinem Licht bei Nacht für alle, dass keiner mehr, für immer und ewig, verloren oder fehl gehe.

Der Mond im kleinen Welttheater des Carl Orff (geb. am 10. Juli 1895 in München) ging am 5. Februar 1939 zum ersten mal in München auf. Er wurde gevierteilt. Er verlosch. Er wurde wieder zusammengesetzt und so hoch aufgehängt, dass auch in finsterster Nacht jedem Menschen – ohne Ansehen von Person, Stand, Herkunft oder Religion – ein Strahl seines matten Lichtes leuchten sollte. Im Theater erhellte der Mond 1939 noch die Nacht für Lebende und Tote, für Gewinner und Verlierer, für Säufer und Spieler, für Faule und Fleißige, für Laute und Leise, für Kranke und Gesunde, für Beter aller Religionen und Spötter auch. Der Mond im großen Welttheater erhellte längst nicht mehr jedermanns Weg, konnte Verzweifelte nicht mehr trösten oder Wege aus dem Elend weisen. Der Mond von 1939 ging auf über den ersten Schlachtfeldern und schon über den Baracken der Arbeits- und Konzentrationslager.

Ein Welt drama hatte begonnen. Die Kategorien waren in schändlichster Verwirrung, ein blutig Eisen war der Mond und die Welt, sonst sanft und mild von ihm beschienen, war ein umgestürzter Hafen. Das sind Zitate aus den Welttheaterstücken Georg Büchners. Aus den Visionen eines jungen Mannes, der nicht dreißig Jahre alt wurde. Die Parzen hatten ihm bei seiner Geburt die Augenlieder weggeschnitten. Daher konnte er vor nichts seine Augen verschließen, wie einer seiner späten Verwandten, der Dichter Heiner Müller, sagen wird. Bei Büchner war schon die Rede davon, dass die ganze Welt ein gekreuzigter Heiland, und der Mond nicht mehr als ein faules Stück Holz ist, oder wie schon gesagt, ein blutig Eisen. Aber wieder zurück oder voran ins zwanzigste Jahrhundert.

Geschrieben hatte Carl Orff sein kleines Welttheater 1936/1938. Als ein „nachdenkliches Gleichnis von der Vergeblichkeit menschlichen Bemühens, die Weltordnung zu stören“, wollte er sein Märchen spiel verstanden wissen, und zugleich „als Parabel vom Geborgensein in eben dieser Welt“. Wie unbehaust ebendiese Welt schon für viele seiner Zeitgenossen geworden war mag er gewusst haben, dass er sich selbst noch so ganz wohl in ihr gefühlt haben kann, ist nicht anzunehmen. Er hat nicht aufgehört, Stücke zu schreiben, nicht selten so im Stile von Märchen oder Welt- und Mysterienspielen, in denen es irgendwie doch noch gut ausgeht.

Auch ganz am Ende, 1973 in seinem letzten großen Werk, bevor er 1982 im Alter von 87 Jahren in München stirbt, im „Spiel vom Ende aller Zeiten – De temporum fine comoedia“, feiert er die Vision einer endlichen und allumfassenden Vergebung. Selbst Luzifer fleht „Vater ich habe gesündigt“, erhält darauf seine ursprüngliche Engelsgestalt zurück, und ein großes Licht erfüllt das Weltall, das in völliger Harmonie aufgeht.

Sieht man sich die Texte und Quellen zu den Stücken an, dann findet sich bei Carl Orff so etwas wie eine mittelalterzentrierte Patchworkreligiosität. Antike, Christentum, Sagenwelten, Märchen und lokale bayerische Bezüge kommen zusammen. Darüber zu befinden steht mir hier nicht an. Darüber, dass die ästhetischen Erträge einer lebenslangen Auseinandersetzung mit der Frage nach der Ordnung der

Welt uns anstoßen und berühren, zustimmen oder widersprechen lassen, aber schon. Immerhin gehören auch die volkstümliche bayerische Weihnachtsgeschichte und ein Passions- und Osterspiel zum Orffschen Gesamtwerk.

(Osterspiel: „Comœdia de Christi Resurrectione“ 1956, Weihnachtsspiel: „Ludus de nato Infante virificus“ 1961)

In der für uns verbindlichen Ordnung der biblischen Bücher, also der Sammlung von Urkunden unseres Glaubens, geht es zu Beginn um eine Ordnung. Die Schöpfung, in deren Ordnung das Licht des Tages und der Nacht – also unser Mond – eine eminente Rolle spielen. Das Volksmärchen vom Mond übt daran schon eine leise Kritik, denn offensichtlich hat das Licht am Anfang nicht so ganz gereicht und ein Land, etwa von der Größe eines deutschen Kleinststaates, mag daher nachts völlig dunkel geblieben sein.

Dass daraus eine amüsante Diebsgeschichte wird, samt Exkurs über Eigennutz und Dummheit mit der Folge einer kosmischen Katastrophe, in deren Folge alles durcheinander gerät, mag auch eine Reaktion auf Wunsch und Wirklichkeit sein. Das Märchen ist erst zu Ende, wenn der Mond endlich am Himmel steht, mit seinem Lichte die ganze Landschaft übergießt. Um das so hinzukriegen muss einer kommen und Ordnung schaffen, bei den Toten und bei den Lebenden, oben und unten. Das ist im Märchen, vor allem bei Carl Orff, der Petrus. Der greift nicht durch mit eiserner Faust, der straft nicht sondern setzt sich mit dem Mondgesindel an einen Tisch, spricht mit ihm eine Sprache, nimmt einen Schluck und mehrere, sitzt noch gerade als die anderen schon unterem Tisch sind, und sagt dann, so Kinder, jetzt reicht's. Wie im Kinderzimmer. Erst ein bisschen mit toben, dann den Schlusspunkt setzen, ein Schlaflied singen und die Hände falten, je nach dem, und das ist gut für alle.

Im Märchen wird sogar die Schöpfung freundlich korrigiert, denn in der Regieanweisung steht der schon zitierte schöne Satz „Hoch am Himmel hängt der Mond, der mit seinem Lichte die ganze Landschaft übergießt“. Da ist der sanfte Vers von Eichendorf nicht weit, der die Mondnacht so beschreibt, dass es war, „als hätt der Himmel die Erde sanft geküsst...“. Das Märchen, wie es die Brüder Grimm fanden, war also auch schon ein Kommentar zur Zeit. Es war ein gläubiger Kommentar, eine Variante der Hoffnung, dass keine Finsternis für immer Bestand haben kann.

Das kleine Welttheater des Carl Orff ist auch ein Kommentar zur Zeit, sogar in der Form eines makabereren Totentanzes:

Alles ist so wie im Leben,
keinem wird Pardon gegeben,
jeder spielt sein falsches Spiel!
Weil die Schaukel dieser Welt
nimmermehr die Wage hält.
Fährt der eine darauf nieder,
hebt es schon den andern wieder,
und der Preller wird geprellt,
und verliert sein Gut und Geld.

Drum, solange die Kräfte reichen,
lasse nimmer dich erweichen!
Pack den andern fest am Kragen,
tritt ihm tüchtig in den Magen,
haust du ihn nicht selber nieder,
klappern dir die Augenlider.
Schlagt zu, schlägt zu,
schlägt sie zusammen.
(Carl Orff, Der Mond, Textbuch, Mainz o.J.)

So, und dann sorgt der Petrus mit sonorer Bassstimme dafür, dass der Mond an seinen Platz kommt und es wieder hinhaut mit Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Leben und Sterben und vor allem Leben und Leben lassen.

Übrigens ist dieser Petrus bei Carl Orff eigentlich nur ein alter Mann namens Petrus, also gar kein Heiliger, kein Apostel, sondern auch einer von denen aus der Finsternis, unterm Mond und unter der Sonne, auch einer von denen auf der Schaukel dieser Welt. In dem kleinen Welttheater, vor dem Geschehen des großen Weltendramas, bekommt die Öffnung den Klang der Güte und der Weisheit.

Das finde ich, ist auch musikalisch, gerade in den Passagen des Petrus gut gelungen. Da singt einer das Schlaflied für die Toten und zündet das Licht für die Lebenden an, mitten in der Finsternis. Na ja, und mitten in der Nacht, im Winter der Welt, der wie man sieht und weiß im Hochsommer hereinbrechen kann, erlöst alle ein Kind.

Der Alte geht, er hat's gerichtet, das Kind kommt, erkennt das Licht und gibt es andern weiter. Da klingt ja auch Orffs Musik ganz anders, solche zarten Klänge gab's im ganzen Stück zuvor nicht.

Auf der Weltbühne im August 2006 läuft ja auch nicht gerade eine Komödie. Im Gegenteil, Heilslehren stehen in blutigen Kriegen gegeneinander. a spielt das Theater Erfurt ein kleines Welttheater mit gutem Ausgang. a sendet das Theater vom Domplatz aus Klänge und Töne, Bilder und Lichter zu uns, die sind von Menschen inszeniert und produziert, die wissen ebenso wie wir, dass die Schaukel dieser Welt mal wieder ganz und gar nicht in der Waage ist.

Aber das wunderbare Spektakel vor der mittelalterlichen Ansicht der Treppe des Doms und der Kirche St. Severi schlägt die Brücke zu den Heiligen und Narren aller Zeiten, zu denen die Komödianten und Mondgucker auch gehören, eben alle, wie wir, die Gläubigen, die es nicht lassen können, in allem Lärm und allem Getöse andere, stärkere Töne zu vernehmen, in Sonne, Mond und Sternen, Tag und Nacht auch Zeichen zu erkennen, die uns leuchten, wenn es sein muss auch heim leuchten. Dafür ist das milde Licht des Mondes ja besonders geeignet. „Ein Mond für die Beladenen“ – der Titel des Stückes von Eugene O´Neill fiel mir ein, als ich an eine Predigt zu Orffs „Der Mond“ dachte. Der Mond scheint in vielen Stücken, wird in vielen Opern besungen, aber in O´Neills traurigem Stück blitzt unterm Licht des Mondes in mancher trüben Whiskypfütze etwas Himmel auf: die Möglichkeiten des liebenden Menschen, wie es Georg Hensel beschreibt, und fortfährt, dass davon nicht viel verwirklicht wird. (Georg Hensel, Spielplan, München 1992)

Aber manchmal, Gott sei Dank, gerade genug, um bis zur nächsten Pfütze zu gelangen, zur nächsten Möglichkeit, zum nächsten Stückchen Himmel, oder zum nächsten Theater in dem wenigstens noch davon gespielt und gesungen wird dass der Mond für alle scheint und sich sogar in trüben Pfützen gerne spiegelt.